Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 41 (1920)

Nachruf: Erinnerung an Otto Markwart
Autor: Trog, H.

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erinnerung an Otto Markwart.

Von H. Trog.

Am 18. Mai 1919 ist Dr. Otto Markwart, Professor am kantonalen Gymnasium, wo er mehr als ein Vierteljahrhundert Geschichte gelehrt hat, 58jährig gestorben. Eine schwere Nierenerkrankung hatte ihm dunkle Leidenszeiten gebracht, so daß der Tod zum Erlöser ward. Treueste Pflege, die ihm sein Junggesellentum nicht zum Bewußtsein brachte, umgab ihn. Es fehlte auch in den letzten Zeiten nicht an Tagen und Wochen, die den Körper dem Geist gehorchen ließen. Dankbar und emsig wurden sie ausgenützt. Trotzdem blieb es Markwart versagt, das Werk, dem er seit Frühjahr 1916 die geliebte Schule geopfert hat, das ihm freilich auch als die schönste Krönung seines Lebens erscheinen mußte: die umfassende Biographie seines entscheidenden Lehrers Jacob Burckhardt wenigstens so weit fertigzustellen, daß dem ersten Band sein chronologisch natürlichster Abschluß geworden wäre. Es blieb bei einem Torso. Immerhin: Eins war ihm zu tiefster Befriedigung noch in vollem Umfange gelungen: zu einer ausführlichen Charakteristik der Persönlichkeit Burckhardts die Züge liebevoll zusammenzufügen und zu einem Bildnis zu verarbeiten, dem hingebende Verehrung Klang und Glanz innerlicher Beseelung verleiht. Dieses Porträt Jacob Burckhardts, wie es vor seinem innern Auge lebendig dastand, hat Markwart, von sonstiger biographischer Übung abweichend, an die Spitze seiner Arbeit gestellt als feierlichen Introitus zur chronologisch bestimmten Darstellung von Burckhardts Leben, Schaffen, Lehren. Das Heroendenkmal steht vollendet da. So empfängt

DIE SCHWEIZ
9161

die Trauer um den schweren Verlust durch diese dem Freunde vom Schicksal vergönnte Gunst tröstliches Licht.

Am 20. Mai — fünf Tage vor dem Geburtstag Jacob Burckhardts — begruben wir ihn auf dem Zentralfriedhof. Neben die Mutter wurde er seinem Willen nach gebettet, seine zweite Mutter, die, hochbetagt, im Sommer 1916 gestorben war, zu unendlichem, nie ganz zur Ruhe gelangtem Schmerz des Sohnes, der durch sie die ganze Fülle mütterlicher Liebe und Sorge erfahren und damit vollen Ersatz für die in seinen Knabenjahren ihm entrissene Mutter gefunden hatte. Auf ausdrücklichen Wunsch sollte am Grab nur einer der Freunde einige Worte sprechen. Ein einstiger Schüler und späterer guter Freund, Dr. H. Zeller, entledigte sich warm und würdig dieser Aufgabe. Einige Schollen rollten auf den in herrlichem Blumenschmuck versenkten Sarg. Zahlreiche Trauernde standen auf den Wegen beim Grab. In tiefem Schmerz nahmen sie Abschied von dem trefflichen Menschen, um dessen Krankenlager lange schon ihre bange Sorge und immer wieder getäuschte Hoffnung teilnahmvoll gewaltet hatten.

* * *

Im Lehramt lag Otto Markwarts Glück beschlossen. Er war der Sohn eines Lehrers. Aus Schwarzburg-Sondershausen, dem Thüringerland, war der Vater Constantin Markwart — das Namenschild mit dem C. hatte der Sohn Otto bis zuletzt an seiner Wohnung angebracht — in die Schweiz gekommen als einer der vielen Deutschen, deren freiheitlicher Geist sich in dem heimischen Regiment nicht hatte zurechtfinden können. Die Naturwissenschaften waren sein Fach. Daneben aber griffen seine Interessen auf Sprache und Dichtung über. Das große Grimmsche Wörterbuch der deutschen Sprache fand einen Platz unter seinen Büchern, und die Verehrung für Platen ging auf den Sohn über. In Waldenburg, im Baselbieter Jura, begann Constantin Markwart seine Schullehrertätigkeit. Dort gebar ihm

seine Frau, ebenfalls eine Thüringerin, den Sohn Ernst Otto am 3. März 1861, unseres Wissens als einziges Kind. Die Jugenderinnerungen an Waldenburg machten Otto Markwart jene Gegenden für alle Zeit lieb. Immer wieder zog es ihn dahin, namentlich nach dem lieblichen, Waldenburg benachbarten Langenbruck. In Markwarts Biographie seines Kollegen Motz liest man: „Bergbesteigungen (bei Schulreisen) waren nicht nach seinem Geschmack; dagegen unternahm er stets mit dem größten Vergnügen Reisen in die waldreichen Täler Baselands, die zu den schönsten Landschaften des Juragebietes gehören. Mit welchem Jubel kehrte man nach anstrengender Wanderschaft im ‚Löwen' zu Waldenburg ein... Dann ging es talabwärts in munterem Gespräch Basel zu." Aus tiefer Sympathie stammen diese Zeilen. Wie Motz hielt es Markwart.

Später nach dem Tod seiner Frau kam der Vater als Lehrer ans Seminar Wettingen. Bis 1886 hat er da gelehrt. Die letzten Lebensjahre verbrachte er in Zürich. Den Groll über die Art, wie er aus seiner Lehrstelle entfernt wurde, hat er nie verwunden. Ein kurz angebundener Mann, nicht bequem in seinem aufbrausenden Temperament, starr und eckig in seinem Wesen, an Befehl und Gehorsam gewöhnt; über der felsharten, nicht sehr hohen Stirn das dichte weiße Haar, in der Mitte eigenwillig emporgewirbelt; dazu ein ziemlich langer weißer Bart; das Gesicht rotmündig gesund. Burschenschafter und Turner war er gewesen. Strammheit und Mut waren in ihm. Manches in der Gesichtsform erinnerte beim Sohn an den Vater. Und das Freiheitlich-Selbständige, Schroff-Beharrende, Unbeugsame im Charakter war wesentlich väterliches Erbteil. Solche, welche die Mutter Otto Markwarts noch kannten, schildern sie als eine seelisch feine, gütige Frau, körperlich ohne Liebreiz.

Von Wettingen aus besuchte Otto Markwart die Schule in Baden, dann das Gymnasium in Zürich. Gelitten unter der Schule hat er nicht. Im Gegenteil: er dachte auch später an seine Zürcher Gymnasialjahre gern zurück. In seinem Beitrag „Ge-

ſchichte des Gymnaſiums“ zur „Geſchichte der Kantonsſchule in den letzten 25 Jahren 1883—1908“ ſteht der Satz: „Der dies ſchreibt, wird ſich ſein ganzes Leben mit Luſt an die Jahre im Zürcher Gymnaſium erinnern, da man zu gleicher Zeit Religion bei Biedermann, Geſchichte bei Grob, Griechiſch bei Frei und Deutſch bei Motz hatte.“

Anfang der 1880er Jahre ging Markwart zur Univerſität ab. Die Geſchichte ſtand im Zentrum ſeiner Studien, die, in Zürich begonnen, in Genf fortgeſetzt, in Baſel durch das Doktorexamen am 9. März 1886 abgeſchloſſen wurden. Auf Baſels Hochſchule fiel der Löwenteil dieſer Studienzeit. Von 1882 an hat Otto Markwart ſeine Semeſter in Baſel verlebt. Der Zauber Jacob Burckhardts ließ ihn nicht mehr los. Den beſtimmenden Stempel hat ſein Geiſt von ihm erhalten. Was bei Burckhardt zu hören war von hiſtoriſchen und kunſthiſtoriſchen Kollegien, genoß er: die griechiſche und die mittelalterliche Kulturgeſchichte, die politiſche Geſchichte von 1450 an bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts (die Geſchichte des Revolutionszeitalters las Burckhardt von 1882 an nicht mehr, ein Verluſt, den nicht nur Markwart zeitlebens bedauert hat), dann die Geſchichte der Kunſt vom Altertum bis ins 17. Jahrhundert hinein. Daneben hörte Markwart germaniſtiſche, altphilologiſche und nationalökonomiſche Vorleſungen, und die Philoſophie, in geſchichtlicher und ſyſtematiſcher Darſtellung, fehlte unter ſeinen Kollegien nie; denn ſeine philoſophiſchen Bedürfniſſe waren tiefe und ſtarke. Sie waren ſchon in der Schule geweckt und genährt worden. Das Vorbildliche und Ausſchlaggebende an einem Lehrer, wie dem Theologen Alois Biedermann, hat Markwart ſpäter darin erblickt, „daß er überhaupt ein Philoſoph war“, daß er den Wiſſensſtoff philoſophiſch durchdrang und geſtaltete. Von ihrem Deutſchlehrer Motz war die Klaſſe, in der Markwart ſaß, als letzte auch noch in die philoſophiſche Propädeutik eingeführt worden. Die Erkenntnistheorie war da vor allem zu ihrem Rechte gekommen. Markwart ſchreibt in ſeiner Biographie von H. Motz: „Hätte er

nichts anderes getan, als uns mit Friedrich Albert Lange bekanntzumachen, so hätten wir Grund, ihm dankbar zu sein. Motz versäumte keine Gelegenheit, uns auf die ‚Geschichte des Materialismus' aufmerksam zu machen, wo wir die beste Darstellung der erkenntnistheoretischen Probleme fänden. Lange war überhaupt sein Liebling, und das ist begreiflich. Ein Mann wie er, ideal angelegt, von ungewöhnlich scharfem Verstand, frisch und von weitem Blick, dem wie Lessing das Suchen nach der Wahrheit noch mehr galt als der Besitz der Wahrheit selbst, mußte Motz ja sympathisch sein." Markwart hat diese Verehrung für Lange treu bewahrt und weitergegeben. Die materialistische Anschauung, die Lange in ihrer Bedeutung für das naturwissenschaftliche Erkennen so hoch einschätzt, hat in Markwarts Denken keine unwichtige Rolle gespielt. Hier mag übrigens auch der Standpunkt seines Vaters für ihn von wesentlichem Einfluß gewesen sein. Man wird wohl nicht in die Irre gehen, wenn man auch der Bekanntschaft mit Langes Schrift über die Arbeiterfrage einen starken Eindruck auf Markwarts wirtschaftliche und soziale Ansichten zuschreibt. Aus seinen sehr kritischen, unerschrocken radikalen Überzeugungen hat Markwart je und je kein Hehl gemacht.

In Zürich hörte Markwart auch Johannes Scherr am Polytechnikum. Er sprach davon immer mit wahrer Begeisterung, und er duldete nicht, daß man abschätzig über Scherr urteilte. Die hinreißend starke Persönlichkeit in Scherrs Lehrtätigkeit wie in seinen Schriften imponierte ihm. Er scheute sich nicht zu bekennen, daß er bei Scherrs Leichenfeier, Dezember 1886, die Tränen nicht bemeistern konnte. An der Genfer Universität fühlte er sich von dem behutsam-feinen Wesen des Historikers Pierre Vaucher sympathisch berührt. In Basel wurde dann, wie gesagt, Jacob Burckhardt das A und das O. In seinem Vorlesungszimmer, jener Nummer 3 des einfachen Universitätshauses am Rheinsprung mit dem unvergleichlichen Blick auf Rhein und Schwarzwald, ist die Freundschaft mit dem Schreiber

dieſer Zeilen geknüpft worden. In den kunſtgeſchichtlichen Kollegien Burckhardts hatte ſich Markwart ein für allemal den Eckplatz auf der vorderſten Bank geſichert; er nahm dem Lehrer die Abbildungsblätter aus der Hand, die dann bei den Hörern zirkulierten, während der Strom der prachtvollen Kunſtdeutung unaufhaltſam weiterging, durch immer neues Anſchauungsmaterial unterſtützt. Am Schluß der Stunde legte dann einer der Hörer — ſolange Markwart in Baſel war, beſorgte er dieſe Aufgabe — die Fülle der Blätter zuſammen und verſorgte ſie in die Mappe und übergab ſie dem Pedellen, wo ſie Jacob Burckhardt dann wieder abholte, um ſie in ſeine Gelehrtenwohnung an der Albanvorſtadt heimzutragen. Wie oft hat man dann ſpäter, als Markwart am Gymnaſium Lehrer war, auch ihn mit einer ebenſo dicht gefüllten Mappe zur Schule wandeln ſehen, um dort, wie es ſein großer Lehrer getan, den kunſtgeſchichtlichen Unterricht durch reiche photographiſche Vorweiſungen eindrücklich zu machen; auch bei ihm bekam der Schüler die Reproduktionen ſelbſt in die Hand.

In der Kleidung, die der Mode nie keine Konzeſſionen machte, im treuen Verwachſenſein mit einem Stock, der aber in der Basler Studienzeit weſentlich maſſiger war als in den ſpätern Zürcher Zeiten, in ſeiner ganzen, etwas rauhbürſtigen Erſcheinung war der Student Otto Markwart dem ſpätern Schulprofeſſor durchaus analog. In ſeinem ganzen Lebensſtil iſt er ſich erſtaunlich konſequent geblieben. Die einfache Ungebundenheit bildet die bleibende Signatur.

Mit einer höchſt ſtattlichen Diſſertation beſchloß Markwart ſeine Studien. Profeſſor Heinrich Boos, hauptſächlich für Urkundenlehre und Paläographie ein nützlicher Lehrer, daneben aus einer reichen Lektüre heraus vielfach anregend, hatte ihn auf das Thema „Pirckheimer als Hiſtoriker“ hingewieſen. 170 Seiten ſtark iſt die Unterſuchung unter dem Titel „Wilibald Pirckheimer als Geſchichtſchreiber“ in Zürich erſchienen. Vorzüglich disponiert, zeichnet ſie das Weſen des trefflichen, hochgebildeten

Nürnbergers in seinen historischen Arbeiten scharf und lebendig nach Vorzügen, Verdiensten und Mängeln und stellt seine ganze historische Schriftstellerei ungemein glücklich und aufschlußreich hinein in den deutschen Humanismus und seine starke Betonung des patriotischen Momentes im ganzen Studienbetrieb. Im speziellen geht dann die Studie darauf aus, die Schrift über den Schweizer- (d. h. den Schwaben-)krieg kritisch auf Wert und Unwert zu analysieren und ihre Bedeutung als historische Quelle genau festzustellen. Mit Vergnügen folgt man der frischen, anschaulichen Darstellung, die das Interesse bis zum Schluß wachzuhalten weiß. Ein selbständiger Geist und ein reiches Wissen werden überall offenbar. Hübsche Bemerkungen allgemeiner Art, die für Markwart bezeichnend sind, sind da und dort eingestreut. So wenn er von seinem Helden sagt: „Ausgerüstet mit einem umfassenden Wissen, beanlagt mit einem tiefen Gemüt, mußte Pirckheimer wie alle kräftigen Naturen einen ausgebildeten Sinn für den Witz und das Komische haben.“ Oder er liest aus Dürers Pirckheimer-Porträt heraus: „Treue Freundschaft, treue Feindschaft steht auf dieser Physiognomie in beharrlichen Zügen geschrieben.“ Das Bellum Suitense — urteilt Markwart — ist nicht sine ira et studio geschrieben. Er ist nicht sonderlich traurig darüber; diese subjektive Färbung scheint ihm im Gegenteil einer der Hauptreize des Büchleins zu sein. „Oft genug mag ja das Urteil nicht gerecht sein und vorurteilsfrei; allein die Empfindung des Erzählers verrät sich so offen, daß der Leser von selbst fühlt, ob und wo den Autor seine Leidenschaft zu weit treibt. Dafür haben wir auch eine frische, lebendige, warme Darstellung.“

Wir können es uns wohl ersparen, ausdrücklich eine Brücke von solchen Sätzen zu dem Verfasser selbst zu schlagen.

* * *

Die Studienzeit lag hinter Markwart. Seinen Wissenschaftlichkeitsausweis hatte er vollauf erbracht. Was nun?

Journalismus oder Schule? Zunächſt bot ſich, noch ehe der Druck der Diſſertation unter Dach und Fach war, ein Vikariat an der Realſchule in Kappel-Ebnat. Das forderte nicht wenig von dem jungen Doktor der Geſchichte und Philoſophie; denn da galt es neben Deutſch und Geſchichte auch in Algebra und Geometrie, Phyſik und Zoologie unterrichten. Das gab heiße Arbeit, und am Anfang klangen die Berichte des Freundes nicht eben freudig. Aber das änderte ſich bald, und nunmehr lautete es: „Ich habe die Schule liebgewonnen.“ „Geſchichte“ — ſo ſchrieb er im Sommer 1886 — „Geſchichte doziere ich ganz frei, ich empfinde großen Genuß dabei; wohl iſt es vielleicht mehr ein Vorteil für mich als für die Schüler, allein ſchon jetzt hat es mich ſo unendlich gepackt, das Streben, dereinſt mein Lieblingsfach auf höherer Stufe vorzutragen, daß ich beinahe geweint hätte, wenn ich daran dachte, daß ich vielleicht nie dazu kommen ſollte. Namentlich nach einer Stunde war das. Ich trug der dritten Klaſſe die mittelalterliche Geſchichte von Frankreich vor nach Weber und was ich ſonſt noch gerade wußte aus dem Ritterweſen, Klöſtern uſw. Ich hatte um zwei begonnen. Da ſchlug es, und war vier Uhr! Ade Journalismus, er treibt zur Dozentenlaufbahn mächtig mich hin.“

In einem Brief finde ich das folgende hübſche Beiſpiel von Markwarts pädagogiſcher Methode. Er ſchreibt, daß er den Unterricht durchgehend hochdeutſch erteile; „nur in der erſten Klaſſe, welche ſchon Geometrie hat, komme ich etwa mit naturwüchſigen Vergleichen, wenn der Stoff ſchwer kapiert wird. So z. B. habe ich, um einigen Dickhäutern den Satz ‚Wenn zwei Größen einer dritten gleich ſind, ſind ſie untereinander gleich‘ ſo plauſibel gemacht: Gſeſch, Wehrli, mer wend ſäge, du ſeiſch ſo groß wie der Brunner, und wemme jetz der Brunner uf der Abderhalde-n-ue ſtellti und die beide wäre zemme 7 Schueh höch, wie höch wäret derno ihr, wemme dich uf der Abderhalden-ue ſtellti? Du hätteſt die ſtrahlende Freude ſehen ſollen, als ihm das Licht aufging: Au 7 Schueh. Dann fuhr ich fort: So,

jetz ſtell der vor, der Abderhalde ſei der Winkel a, du der Winkel c und der Brunner der Winkel b! Jetzt war die Sache kapiert.“ Man erinnert ſich, welch reizende Proben Markwart erzählt von der gelegentlichen Verwertung der Mundart im Unterricht des Geſchichtslehrers Heinrich Grob.

„Die Schulmeiſterzeit kommt mir wie ein Traum vor. Anfangs ein Greuel, wurde mir meine Tätigkeit an der Realſchule allmählich ſo lieb, daß ich mit ſchwerem Herzen Abſchied von meiner Armee nahm. Die Burſchen hatten mich lieb gewonnen und ich ſie.“ So berichtet er am 22. Juli. Wunderſchön, was er von einer Speer-Turnfahrt erzählt: „Ich bereue meine Schulmeiſterzeit doch nicht, ſie hat, ſo kurz ſie war, merkwürdig auf meine Anſchauung eingewirkt. Als ſich auf der Speertour einer meiner Schüler verlaufen hatte, holte ich ihn; es war nicht gefährlich, aber wenn es unter Lebensgefahr zu machen geweſen wäre, ſo würde ich mich eben auch keinen Augenblick beſonnen haben. So etwas merken aber die Schüler. Als ich an der Spitze marſchierend, einen falſchen Weg einſchlug, zogen alle mir nach... Wir hatten nachher den ſchwerſten Weg zu machen... allein es ſagte keiner ein Wort darüber. Das hat mich unendlich gefreut.“

* * *

Dieſes ſo ſchön gelungene Lehrerdebut im Toggenburg, wo es auch ſonſt Markwart immer wohler geworden war, fand ſeinen Abſchluß in einer Tour, die Markwart in Begleitung des Schreibers dieſer Zeilen über Uznach und Sargans nach Chur, wo der Dom und ſein Schatz, auf den Spuren Jacob Burckhardts, eingehend beſichtigt wurden, und von Thuſis aus, am 1. Auguſt 1886, in dreizehnſtündigem Marſche über den Splügen nach Chiavenna brachte. Von der Paßhöhe aus ſchritt man, ein graues mürriſches Bünden hinter ſich laſſend, in den ſchönſten Sonnenſchein, der dann bis nach Como treu blieb, das am folgenden Tage in traumhaft herrlicher Schiffahrt erreicht wurde. Der

3. Auguſt wurde redlich ausgenützt. Der Dom, San Fedele, aber auch San Abbondio mit ſeinem Kreuzgang wurden beſucht und bewundert. Heroiſch leiſtete man auf das lockende Mailand Verzicht. Aber in Lugano ſtanden wir dann noch in bewundernder Ergriffenheit vor Luinis Werken.

Dort, wo Markwart der Italien-Begeiſterung von Heinrich Motz gedenkt und ſeiner Reiſe nach dem Süden mit dem Studiengenoſſen Ludwig Hirzel, da ſchreibt er: „Nur wer ſelbſt zuſammen mit einem lieben Freund das erſte Mal die Schwelle Italiens überſchritten, kann ermeſſen, was die Eindrücke dieſer Fahrt in Motz für eine Revolution verurſacht haben müſſen.“

Jacob Burckhardt hatte die Liebe zu Italien gepflanzt mit unausrottbaren Wurzeln. Nun hatte eigener Augenſchein ein Fragment dieſer Herrlichkeiten Markwart unmittelbar zu genießen erlaubt. Fortan war er Italien mit Leib und Seele verſchrieben. Dem Comerſee, obwohl ihn an einer bekannten Stelle des „Cicerone“ Burckhardt zugunſten des Luganerſees etwas hochmütig behandelt, hat Markwart ſtets eine beſondere Stelle in der Galerie ſeiner ſüdlichen Favoritlandſchaften bewahrt, und für ſeine Feriengrüße von dort waren ihm keine Anſichtskarten farbenbunt genug.

* * *

Wir haben ſchon angedeutet: der Journalismus ſchien ſich eigentlich dem 25jährigen Dr. phil. als Beruf anzubieten. Theodor Curti hätte Markwart, der ſchon als Student von Baſel aus ein eifriger Korreſpondent der „Züricher Poſt“ geweſen war, gleich nach dem Examen gerne für ſein Blatt gewonnen. Aber es galt zunächſt noch die Frage des Militärdienſtes in Deutſchland, deſſen Bürger Otto Markwart ja war und, um es gleich hier zu ſagen, bis an ſein Ende geblieben iſt, zu regeln. Der Dienſt iſt ihm erſpart geblieben. Inzwiſchen war dann die Zuſage für das Vikariat in Kappel-Ebnat erfolgt. Als nun, nach abſolviertem erſten Schuldienſt, jene Journaliſtentätigkeit an

dem Blatt der Herren Curti und R. Rüegg feste Gestalt gewann, war Markwart, wie wir sahen, innerlich im Grunde schon völlig für die Lehrerkarriere gewonnen. Sein Gefühl hatte ihn nicht betrogen. Seine Journalistenzeit war keine glückliche Zeit, wenn er auch die vielfache geistige Anregung, die ihm aus dem Verkehr mit geistig so bedeutenden Männern wie den zwei Leitern des Blattes erwuchs, selbstverständlich nach Gebühr zu schätzen wußte und auch später zu beiden in bestem Verhältnis geblieben ist. Das Bewußtsein, kein guter Journalist zu werden, verließ Markwart nicht. Die ganze Art des hastigen journalistischen Betriebs mit der Verschiedenartigkeit, ja Buntscheckigkeit seiner Tagesanforderungen war nicht seine Sache. Es ist denn auch bemerkenswert, wie selten mehr Markwart später für Zeitungen zur Feder griff. Daß er lebhaft, frisch, anregend zu schreiben verstand, hat er natürlich in seiner Journalistenzeit und nachher, wenn er sich zu einem Feuilleton verstand, glänzend bewiesen. Und seine kräftige Subjektivität, die ihn z. B., in einem schönen Nekrolog auf Wilhelm Scherer, den Parsifaldichter Wolfram von Eschenbach mit Jakob Böhme zu den „philosophischen Struwelpetern" („wo der Tiefsinn nachbarlichst dem Unsinn die Hand reicht") werfen ließ, oder ihm vor einem wenig bedeutenden Bilde Ausdrücke des Enthusiasmus entlockte, nur weil das Bildmotiv aus der Wunderwelt Giorgiones und Tizians stammte — diese kräftige Subjektivität schuf schon von vornherein seinen Artikeln schmackhafte Würze. Aber neben solchen schriftstellerischen Freuden empfand er dann die tägliche Arbeit am Faß der Danaiden als eine Fron, der er sich nicht gewachsen fühlte. Sie erschöpfte ihn auch körperlich.

Als er im Frühling 1888 seine Stellung, die er etwa vom Winter 1886 an innegehabt hatte, quittierte, da benützte er die ersten Wochen der Freiheit dazu, sich einmal „nach Kräften auszuruhen und besonders auch in der Lektüre nachzuholen, was nachzuholen war". Einen wahren Lesehunger habe er gehabt und in Verbindung damit „eine kräftige Abneigung gegen alles,

ſo da ſchreiben hieß". Was las er nun? „Burckhardt vor allem, Novellen von Heyſe, Homer und zwei Bücher Herodot." Und er ſingt das Lob der alten Geſchichte und hebt hervor, was ihren gewaltigen Vorzug aller neueren gegenüber ausmacht.

Der Journaliſtenepiſode folgte ein Aufenthalt in Paris, und von hier aus gedachte er nach Italien zu reiſen, wenn ſich inzwiſchen keine Stellung ſollte gefunden haben. Im Juni 1888 brach er nach Paris auf, im Winter war er wieder in Zürich. Er benützte die Reiſe auch zu einem Abſtecher nach Amiens, Rouen, ans Meer und nach Caen: die Welt der franzöſiſchen Gotik ſprach damals mit hinreißender Mächtigkeit zu ihm. St. Ouen in Rouen hat ihm damals den größten Eindruck gemacht. Der Gotik hat Markwart überhaupt wohl neben der italieniſchen Renaiſſance die tiefſte Liebe entgegengebracht. Zum ſchriftſtelleriſchen Fixieren ſeiner Eindrücke in Paris lockte es ihn nicht. Die Wunderſtadt überwältigte ihn zunächſt allzuſehr. In ſeinen Briefen verſtrömt er ſeine Begeiſterung, die auch dem auf die Weltausſtellung von 1889 entſtehenden Eiffelturm vorbehaltslos und mit einer für Markwart merkwürdig modernen Einſtellung galt, und das Beſte behielt er ſich vor für die mündliche Mitteilung.

Im September ſchreibt er, wenn er eine Stelle und regelmäßige Arbeit hätte, dann wäre er in Paris zu Hauſe. „So aber bin ich ſtets auf Reiſen, Vagabund, und das kann einen auf die Länge nicht befriedigen, ſelbſt wenn es Paris iſt, in dem man herumvagabundiert." Mit aufrichtiger Sympathie hat Markwart dieſes mächtige Paris auf ſich wirken laſſen. „Wohl bin ich Deutſcher, aber das franzöſiſche Leben und überhaupt Paris hat mir einen gewaltigen Eindruck gemacht. Es geht ein großer Pulsſchlag durch die Geſchichte dieſes Volkes, und es iſt infam, dasſelbe als weiß ich was für eine verworfene Nation darzuſtellen." Von den künſtleriſchen und geſchichtlichen Eindrücken, die ihm Paris vermittelte, wollen wir erſt gar nicht reden. Im Louvre hatte er bald ſeine Lieblinge, und Antonello da Meſſinas

sog. „Condottiere“ bleibt trotz allem Herrlichen neben ihm schließlich doch konkurrenzlos, bis Markwart eines Tages von Salvatore Rosa so mächtig gepackt wird, daß er von den Bergen in seinen Landschaften urteilt, sie blicken einen ja an wie der genannte Condottiere. Bei spätern Pariser Besuchen haben dann wohl Leonardo, dessen Johannes ihm schon bei jener ersten Reise die höchste Bewunderung abnötigte, und die Landschaften Claude Lorrains den Sieg über alles andere davongetragen. Man muß Otto Markwart im Louvre vor gewissen Hafenbildern Claudes haben stehen sehen, um sich von der eigentlichen Andacht, die er der ideal verklärten Landschaftskunst dieses Malers entgegenbrachte, einen zureichenden Begriff zu machen. Es war ein Kultdienst im Heiligtum der Kunst. In Jacob Burckhardts wunderherrliches Sonett auf Claude Lorrain hätte der Abschied am Grabe Otto Markwarts ausklingen sollen.

* * *

In die Zeit nach seiner Rückkehr aus Paris fällt Markwarts Arbeit an der Studie über die Baugeschichte des Klosters Muri. Ein gutes Geschick gestattete ihm, sie noch vor dem für den imposanten Bau vielfach so verhängnisvollen Brand vom August 1889 fertigzustellen. Markwart hat sich in diese Klostergebäulichkeiten mit wahrer Liebe und feinem, gereiftem Verständnis hineingelebt. Für den barocken Zentralbau des Abtes Placidus hat er die höchste Bewunderung, und er nimmt ihn gegen alle etwaigen Einwände vom streng antiquarischen Standpunkt der Stileinheit energisch in Schutz. „Wo neue Kräfte sich regen und man dieser neuen Kräfte sich bewußt wird, da wird das Alte weichen müssen, denn jeder Kraft des menschlichen Geistes hat das Recht der freien Meinungsäußerung.“ Die Rekonstruktion des romanischen Kirchenbaus hat Markwart mit viel Scharfsinn vollzogen, und Funde nach dem Brande haben seinen Hypothesen im wesentlichen recht gegeben. Vortrefflich ist, wie er in einem besondern Abschnitt die Bedeutung der Klöster in öko-

nomiſcher Hinſicht anſchaulich macht, wozu ihm gerade die Acta Murensia koſtbarſtes Material lieferten. Die ſchöne Studie, die einzige rein kunſtgeſchichtliche Arbeit, die wir von Markwart beſitzen, iſt zuerſt in der „Argovia" erſchienen, bevor ſie ſich in einer Sonderausgabe auch an einen weiteren Leſerkreis wandte.

Es folgen Jahre, in denen Markwart unter der Unſicherheit ſeiner Stellung vielfach ſehr ſchwer litt. Erſt 1892 wurde aus ſeiner Hilfslehrerbetätigung am Zürcher Gymnaſium eine feſte Poſition. Eine neue Profeſſur für Geſchichte wurde am Gymnaſium geſchaffen; Dr. Otto Markwart, der ſeit 1889 an der Anſtalt aushilfsweiſe unterrichtet hatte, erhielt ſie. Damit war ſeine Lebensbahn endgültig feſtgelegt. Abweichungen davon erfolgten keine mehr. Einmal lockte Baſel mit einer Stelle am Obergymnaſium. Markwart, obſchon der Rheinſtadt aus tiefem Herzen zugetan, blieb Zürich treu. Er hat es dem damaligen Rektor des Gymnaſiums, Prof. Wirz, nie vergeſſen, daß er in der ehemaligen journaliſtiſchen Betätigung Markwarts kein Hindernis für ſeine Verwertung im Schuldienſt erblickt hat. Dieſe freie Auffaſſung war nicht ſo ſelbſtverſtändlich.

Im April 1889 erteilte er ſeine erſten Stunden am obern Gymnaſium. Nach Baſel berichtete er über ſeine Erfahrungen in den beiden erſten Stunden. In der einen Klaſſe glückte es ihm nicht ſo ganz: „Ich hatte eine allgemeine Einleitung ausgearbeitet über das Warum wir Geſchichte treiben, über die hiſtoriſche Kritik uſw., alſo theoretiſche Erörterung, und hatte das Ganze auf freien Vortrag abgeſtellt. Nun war ich aber doch etwas befangen, entgleiſte, hatte auch das Heft zu Hauſe gelaſſen und mußte mir nun ſo gut als es ging weiterhelfen. Der freie Vortrag à la Köbi (Jacob Burckhardt) iſt eben doch nicht nichts. Es iſt etwas koloſſal Schwieriges und will gelernt ſein und geübt. Immerhin ſoll mich der erſte Mißerfolg und auch ein allfällig zweiter nicht abſchrecken noch entmutigen. Ich habe es einmal ſo angefangen, und nie werde ich mit Buch oder Heft hinaufgehen. Jedenfalls erfordert es eine ganz rieſige Vorbereitung, nament-

lich wenn man wie ich den Stoff ganz frisch bearbeiten muß. Aber ich habe Freude.“ Von Basel aus hatte Jacob Burckhardt, der, nach Markwarts Worten, inmitten des Druckes jener noch ungewissen Zeiten ihm der leuchtende Stern war, zu dem er vertrauensvoll aufblickte, und der ihm immer wieder Mut und Sicherheit zurückgab, gute Ratschläge gespendet, ihm auch gleich Menzels Deutsche Geschichte geschickt.

* * *

Das volle Glücksgefühl, das der Lehrerberuf Markwart verschaffte, und das nie abgerissen ist, wog auch all die unablässige Arbeit auf, die er an sein Amt stetsfort aufs getreueste gewandt hat. Er mag einmal selbst von seiner Vorbereitung uns erzählen: „Ich stecke im Moment ganz im Mittelalter, habe Adam von Bremen und Lambert studiert, studiere gegenwärtig das große klassische Werk von Maurers ‚Die Fronhöfe‘ nebst den entsprechenden Kapiteln in Andreas Heuslers Institutionen sowie das deutsche Kriminalrecht des Mittelalters (Osenbrüggen, Köstlin usw.). Meine Kenntnis der Acta Murensia und des darin geschilderten Hofrechts kommt mir dabei ungemein zugute... Waitz leistet dabei vortreffliche Dienste. Ich bin darauf gekommen, weil ich in der ersten Klasse einen Rückblick auf die Kultur des deutschen Mittelalters werfe. Da habe ich mir nun über Bauernstand, Städte, Rittertum eine Art Lehrbuch ausgearbeitet.“ In einer höhern Klasse trug er damals gleichzeitig die italienische Renaissance vor, wobei er die Behandlung der Geschichte von Neapel, Rom, Florenz, Mailand und Venedig würzte mit einer Rundfahrt durch alle Städte, soweit er Photographien hatte. Cellinis Leben wurde mit Proben aus der Autobiographie erzählt; aus Burckhardts Kultur der Renaissance kamen häufig Partien zur Vorlesung. Den Abschluß bildete ein Überblick über die Kunst jener Zeit und der antiken Elemente, auf denen sie sich aufbaut. Wo Markwarts Photographien nicht ausreichten, half Prof. Rahn mit seinem Abbildungsmaterial freundlich aus.

So hielt es Markwart vom Beginn seiner Schultätigkeit an. Was für herrliche Früchte sein Unterricht trug, haben seine Schüler alle bezeugt, und als kostbare Erinnerung begleiten diese Geschichts- und Kunststunden am Gymnasium sie durchs Leben. In der schon erwähnten Festschrift der Zürcher Kantonsschule umschreibt Markwart das Programm und Ziel des Geschichtsunterrichts so: Kenntnis der wichtigsten Kulturvölker und Kulturerscheinungen bis zur Gegenwart; Einsicht in den kausalen Zusammenhang der geschichtlichen Ereignisse und das Vermögen Menschen und Verhältnisse vom Standpunkt der historischen Entwicklung aus zu beurteilen; Verständnis des politischen Lebens durch Besprechung der Staatsverfassungen unter besonderer Berücksichtigung der schweizerischen Verfassungskunde. Am einheitlichen Lehrkurs von der ersten bis zur letzten Klasse wollte Markwart festgehalten wissen. Sein unvergeßlicher Lehrer Prof. Heinrich Grob hatte es so gehalten. Der Kunst räumte Markwart einen beträchtlichen Platz in seinem Unterricht ein, und er hat diesen Standpunkt in einem Referat am Schweizerischen Lehrertag in Zürich, 1903, nachdrücklich und begeistert dargelegt und begründet.

Hand in Hand mit dieser Betonung der Kunst gingen dann auch seine von so schönem Erfolg gekrönten Bemühungen, dem restaurierten Gymnasium einen gehaltvollen künstlerischen Wandschmuck zu verschaffen: „damit unsere Schule nicht nur für die Bildung des Intellekts, sondern auch für die Entwicklung des Schönheitssinnes eine Pflegestätte werde."

Seine Schüler hat Markwart geliebt. Er verstand sie, und er hatte genügend psychologische Einsicht und gebot über ein genügendes Maß von Humor, um allfällige Abweichungen vom Pfade der Korrektheit nicht allzu tragisch zu nehmen. Eine köstliche Stelle in seiner Gymnasiumsgeschichte ist dafür bezeichnend. Er spricht von der Disziplin in der Anstalt und erteilt ihr eine gute Note: „Einige Fälle hat es ja natürlich gegeben, auch etliche, die bei der Untersuchung sehr ernst genommen

wurden, während ſie demjenigen, der die Verhandlungen gegenwärtig lieſt, eher ein Lächeln abnötigen. Iſt es doch oft gar zu erhebend, über Sünder zu Gericht zu ſitzen und durch eine ſcharfe Straſſentenz zur Erhaltung der ſittlichen Weltordnung das Seinige beizutragen. Man weiß ja, Jugend hat keine Tugend; aber das darf doch einmal ehrlich ausgeſprochen werden, daß die zürcheriſche Jugend, wie derjenige, der dies ſchreibt, ſie nun ſeit beinahe zwanzig Jahren am Gymnaſium hat kennen lernen, bei allem Jugendübermut willig, aufmerkſam und liebenswürdig iſt und den Lehrern, die ſie verſtehen, mit Liebe und Verehrung entgegenkommt. Warum ſollten wir es nicht bekennen, daß wir dieſe Feſtſchrift in Gedanken den Schülern, den ehemaligen und jetzigen, widmen, die uns durch ihr freundliches, artiges Betragen und ihren Eifer unſern Beruf zu einer ununterbrochenen beglückenden Tätigkeit gemacht haben? Wo die Jugend ſo erſcheint, da iſt es auch eine Freude, Lehrer zu ſein."

Zwei Lehrern des Gymnaſiums hat Otto Markwart nekrologiſche Gedenktafeln ſchönſter Art errichtet: ſeinem ausgezeichneten, durch und durch originellen Geſchichtslehrer Prof. Heinrich Grob, der im Sommer 1889 geſtorben iſt, alſo zu einer Zeit, da Markwarts Vikariat am Gymnaſium ſchon begonnen hatte, und dann Prof. Heinrich Motz, dem fein- und ſcharfgeiſtigen Deutſchlehrer, den der Schüler Markwart ſchon begeiſtert verehrt hatte, und der ihm dann als Kollege ein lieber Freund wurde. Die beiden Biographien ſind kleine Meiſterwerke, aus tiefſter Sympathie und herzlichſter Dankbarkeit heraus geſchrieben. Auch wer ſie nicht gekannt hat, gewinnt die beiden Männer lieb in ihrer edeln Eigenart und ihrer ſtarken Geiſtigkeit, ihrer ausgeprägten Perſönlichkeit, nicht zuletzt in der treuen, ungeteilten Hingabe an ihren Lehrerberuf, der ihnen das Höchſte bedeutete.

Seine ganze Arbeit — ſo lauten die Schlußſätze der Biographie Heinrich Grobs — gehörte der Jugend, ihr hat er gelebt, ihr ſein Beſtes gegeben. Und eine tiefere Befriedigung, als aller Ruhm geben kann, mag wohl empfinden, wer das Bewußtſein

mit sich in das Grab nimmt, in Hunderten von aufkeimenden Talenten den Geist geweckt zu haben. Und etwas Erhebendes ist es auch, wenn während solch einer langen Tätigkeit ein Lehrer sieht, daß seine sämtlichen Schüler mit Liebe und Verehrung zu ihm aufblicken und an jene Stunden zurückdenken als an eine der schönsten Zeiten jenes „verlorenen Paradieses, welches man die Jugend nennt".

Wer wüßte von Otto Markwart selber Schöneres, Treffenderes, Entscheidenderes zu rühmen? Was an ihm als Lehrer unersetzbar sei, hat er übrigens selbst sehr wohl gewußt. Nicht in irgendwelcher hochmütigen Überheblichkeit, sondern im klaren Bewußtsein dessen, was er und in dieser Form nur er den Schülern zu geben und zu sein die Gabe — oder sollen wir sagen die Gnade? — empfangen hatte.

Zu literarischen Arbeiten neben der geliebten Schule, der er sein Bestes gab nach dem vornehmen Grundsatz des Genug ist nicht genug, ist Markwart nicht mehr gekommen. Im Zürcher Taschenbuch 1892 sind die geschickten, fesselnden Auszüge aus des Rudolf Schinz Schweizerreise vom Jahre 1775 erschienen. Ein lebendiger, begeisterter Vortrag über Vicenza in der Antiquarischen Gesellschaft ist nie zum Druck gelangt, was man deshalb auch bedauern mag, weil die zahlreichen Reisen Markwarts nach Italien, die ihm stets das reinste Glück bedeuteten, keinen schriftstellerischen Niederschlag gefunden haben. Schade, daß ein Lieblingsgedanke, eine Geschichte des Reisens nach Italien zu schreiben, ein Projekt, dem er bibliographisch eifrig nachgegangen ist, niemals, auch nur fragmentarisch, in Angriff genommen wurde.

Als dann der Urlaub von der Schule erfolgte und die gewaltige Arbeit an der Biographie Jacob Burckhardts begann, zu der die Anregung von dem Verwalter des Burckhardt-Nachlasses in Basel ausgegangen war, da trat die Gesundheit des Freundes, die sich schon in früheren Jahren als durchaus nicht so zuverlässig gezeigt hatte, wie der äußere Eindruck der festen Erscheinung

Markwarts hätte vermuten lassen, der Aufgabe bald hindernd in den Weg. Mit dem Aufgebot der letzten Kräfte hat er gearbeitet, solange es für ihn Tag war. Das Bewußtsein, nicht mehr den letzten Abschluß zu erreichen, hat ihn nicht selten bis zur Verzweiflung geschmerzt. Und doch: als ein unaussprechliches Glück hat er es immer wieder empfunden, diese letzten ihm vergönnten Jahre nur in dem zu leben, der seines Lebens Stern ward und immer mehr als sein höchster Lehrer ihm erschienen ist.

* * *

Der Eros zur Schönheit lebte mit der Macht unstillbarer Sehnsucht in Otto Markwart. Und diese Schönheit wollte er möglichst harmonisch. Das zog ihn zur wohllautenden südlichen Linie, dem weichleuchtenden, warmgoldnen Kolorit, der süßschwebenden Melodie; das war der Himmel, den er über der harten Welt der politischen Wirklichkeiten, die er mit souveräner Freiheit und unverstellter Subjektivität maß, über einem wesentlich pessimistisch gewerteten Dasein, dessen Grundfarben Arthur Schopenhauer gemischt hat, aufglänzen ließ, und zu dem er dankbar-freudig, weltlich-fromm emporblickte als zu dem wahren Sinn und Glück des Lebens.

Im Symposion braucht Alkibiades von seinem schwärmerisch verehrten Lehrer ein berühmt gewordenes Bild. Wir setzen es hierher und lassen es diese Erinnerung beschließen:

Den Sokrates zu loben will ich versuchen durch Bilder. Er wird nun vielleicht meinen, das geschehe in spöttischer Absicht; aber das Bild soll der Wahrheit, nicht des Spottes wegen sein. Ich behaupte nämlich, er habe die größte Ähnlichkeit mit jenen in den Bildhauerwerkstätten aufgestellten Silenen, welche die Künstler mit Syrinx oder Flöte darstellen, und die, wenn man sie nach beiden Seiten öffnet, inwendig Götterbilder enthalten.